

Nr. 162. **Bromberg, den 19. Juli** **1929.**

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(1. Fortsetzung.)

„Ich bin nicht für Schauspielerinnen . . .“

„Oder eine Malerin, oder eine Pastors- oder eine Professorentochter . . .“

Die Kommerzienrätin stutzte bei diesem letzten Worte und streifte Corinna stark, wenn auch flüchtig. Indessen wahrnehmend, daß diese heiter und unbefangen blieb, schwand ihre Furchtanwandlung ebenso schnell, wie sie gekommen war. „Ja, Leopold“, sagte sie, „den hab ich noch. Aber Leopold ist ein Kind. Und seine Verheiratung steht jedenfalls noch in weiter Ferne. Wenn er aber käme . . .“ Und die Kommerzienrätin schien sich allen Ernstes — vielleicht weil es sich um etwas noch „in so weiter Ferne“ Liegendes handelte — der Vision einer idealen Schwiegertochter hingeben zu wollen, kam aber nicht dazu, weil in eben diesem Augenblicke der aus seiner Obersekunda kommende Professor eintrat und seine Freundin, die Rätin, mit vieler Artigkeit begrüßte.

„Stör ich?“

„In Ihrem eigenen Hause? Nein, lieber Professor; Sie können überhaupt nie stören. Mit Ihnen kommt immer wieder das Licht. Und wie Sie waren, so sind Sie geblieben. Aber mit Corinna bin ich nicht zufrieden. Sie spricht so modern und verleugnet ihren Vater, der immer nur in einer schönen Gedankenwelt lebte . . . “

„Nun ja, ja“, sagte der Professor. „Man kann es so nennen. Aber ich denke, sie wird sich noch wieder zurückfinden. Freilich, einen Stich ins Moderne wird sie wohl behalten. Schade. Das war anders, als wir jung waren, da lebte man noch in Phantasie und Dichtung . . .“

Er sagte das so hin, mit einem gewissen Pathos, als ob er seinen Sekundanern eine besondere Schönheit aus dem Horaz oder aus dem Parcival (denn er war Klassiker und Romantiker zugleich) zu demonstrieren hätte. Sein Pathos war aber doch etwas theatralisch gehalten und mit einer feinen Ironie gemischt, die die Kommerzienrätin auch klug genug war herauszuhören. Sie hielt es indessen trotzdem für angezeigt, einen guten Glauben zu zeigen, nickte deshalb nur und sagte: „Ja, schöne Tage, die nie wiederkehren.“

„Nein“, sagte der in seiner Rolle mit dem Ernst eines Großinquisitors fortfahrende Willibald. „Es ist vorbei damit; aber man muß eben weiterleben.“

Eine halbverlegene Stille trat ein, während welcher man von der Straße her, einen scharfen Peitschenknips hörte.

„Das ist ein Mahnzeichen“, warf jetzt die Kommerzienrätin ein, eigentlich froh der Unterbrechung. „Johann unten wird ungeduldig. Und wer hätte den Mut, es mit einem solchen Machthaber zu verderben.“

„Niemand“, erwiderte Schmidt. „An der guten Laune unserer Umgebung hängt unser Lebensglück; ein Minister bedeutet mir wenig, aber die Schmolke . . .“

„Sie treffen es wie immer, lieber Freund.“

Und unter diesen Worten erhob sich die Kommerzienrätin und gab Corinna einen Kuß auf die Stirn, während sie Willibald die Hand reichte. „Mit uns, lieber Professor, bleibt es beim alten, unentwegt.“ Und damit verließ sie das Zimmer, von Corinna bis auf den Flur und die Straße begleitet.

„Unentwegt“, wiederholte Willibald, als er allein war. „Herrliches Modewort, und nun auch schon bis in die Villa Treibel gedrungen . . . Eigentlich ist meine Freundin Jenny noch gerade so wie vor vierzig Jahren, wo sie die kastanienbraunen Locken schüttelte. Das Sentimentale liebte sie schon damals, aber doch immer unter Bevorzugung von Kurmachen und Schlagsahne. Jetzt ist sie nun rundlich geworden und beinah gebildet, oder doch, was man so gebildet zu nennen pflegt, und Adolar Krola trägt ihr Arien aus Lohengrin und Tannhäuser vor. Denn ich denke mir, daß das ihre Lieblingsopern sind. Ach, ihre Mutter, die gute Frau Bürstenbinder, die das Püppchen drüben im Apfelsinenladen immer so hübsch herauszuputzen wußte, sie hat in ihrer Weiberklugheit damals ganz richtig gerechnet. Nun ist das Püppchen eine Kommerzienrätin und kann sich alles gönnen, auch das Ideale, und sogar „unentwegt“. Ein Musterstück von einer Bourgeoise.“

Und dabei trat er ans Fenster, hob die Jalousien ein wenig und sah, wie Corinna, nachdem die Kommerzienrätin ihren Sitz wieder eingenommen hatte, den Wagenschlag ins Schloß warf. Noch ein gegenseitiger Gruß, an dem die Gesellschaftsdame mit sauersüßer Miene teilnahm, und die Pferde zogen an und trabten langsam auf die nach der Spree hin gelegene Ausfahrt zu, weil es schwer war, in der engen Adlerstraße zu wenden.

Als Corinna wieder oben war, sagte sie: „Du hast doch nichts dagegen, Papa? Ich bin morgen bei Treibels zu Tisch geladen. Marcell ist auch da, und ein junger Engländer, der sogar Nelson heißt.“

„Ich was dagegen? Gott bewahre. Wie könnt ich was dagegen haben, wenn ein Mensch sich amüsieren will. Ich nehme an, du amüsierst dich.“

„Gewiß amüsier ich mich. Es ist doch mal was anderes. Was Distelkamp sagt und Rindfleisch und der kleine Friedeberg, das weiß ich ja schon alles auswendig. Aber was Nelson sagen wird, denk dir, Nelson, das weiß ich nicht.“

„Viel Gescheites wird es wohl nicht sein.“

„Das tut nichts. Ich sehne mich manchmal nach Ungescheitheiten.“

„Da hast du recht, Corinna.“

Zweites Kapitel.

Die Treibelsche Villa lag auf einem großen Grundstücke, das, in bedeutender Tiefe, von der Köpenicker Straße bis an die Spree reichte. Früher hatten hier in unmittelbarer Nähe des Flusses nur Fabrikgebäude gestanden, in denen alljährlich ungezählte Zentner von Blutlaugensalz und später, als sich die Fabrik erweiterte, kaum geringere Quantitäten von Berlinerblau hergestellt worden waren. Als aber nach dem siebziger Kriege die Milliarden ins Land kamen und die Gründeranschauungen selbst die nüchternsten Köpfe zu beherrschen anfingen, fand auch Kommerzienrat Treibel sein bis dahin in der Alten Jakobstraße gelegenes Wohnhaus, obwohl es von Gontard, ja nach einigen sogar von Knobelsdorff herrühren sollte, nicht mehr zeit- und standesgemäß, und baute sich auf seinem Fabrik-

grundstück eine modische Villa mit kleinem Vorder- und parkartigem Hintergarten. Diese Villa war ein Hochparterrebau mit aufgesetztem ersten Stock, welcher letztere jedoch, um seiner niedrigen Fenster willen, eher den Eindruck eines Mezzanin als einer Beletage machte. Hier wohnte Treibel seit sechzehn Jahren und begriff nicht, daß er es, einem noch dazu bloß gemutmaßten friderizianischen Baumeister zuliebe„ so lange Zeit hindurch in der unvornehmen und aller frischen Luft entbehrenden Alten Jakobstraße ausgehalten habe; Gefühle, die von seiner Frau Jenny mindestens geteilt wurden. Die Nähe der Fabrik, wenn der Wind ungünstig stand, hatte freilich auch allerlei Mißliches im Geleite; Nordwind aber, der den Qualm herantrieb, war notorisch selten, und man brauchte ja die Gesellschaften nicht gerade bei Nordwind zu geben. Außerdem ließ Treibel die Fabrikschornsteine mit jedem Jahre höher hinaufführen und beseitigte damit den anfänglichen Übelstand immer mehr.

Das Diner war zu sechs Uhr festgesetzt; aber bereits eine Stunde vorher sah man Husterſche Wagen mit runden und viereckigen Körben vor dem Gittereingange halten. Die Kommerzienrätin, schon in voller Toilette, beobachtete von dem Fenster ihres Boudoirs aus all diese Vorbereitungen und nahm auch heute wieder, und zwar nicht ohne eine gewisse Berechtigung, Anstoß daran. „Daß Treibel es auch versäumen mußte, für einen Nebeneingang Sorge zu tragen! Wenn er damals nur ein vier Fuß breites Terrain von dem Nachbargrundstück zukaufte, so hätten wir einen Eingang für derart Leute gehabt. Jetzt marschiert jeder Küchenjunge durch den Vorgarten, gerade auf unser Haus zu, wie wenn er mitgeladen wäre. Das sieht lächerlich aus und auch anspruchsvoll, als ob die ganze Köpenicker Straße wissen solle: Treibels geben heut ein Diner. Außerdem ist es unklug, dem Neid der Menschen und dem sozialdemokratischen Gefühl so ganz nutzlos neue Nahrung zu geben."

Sie sagte sich das ganz ernsthaft, gehörte jedoch zu den Glücklichen, die sich nur weniges andauernd zu Herzen nehmen, und so kehrte sie denn vom Fenster zu ihrem Toilettentisch zurück, um noch einiges zu ordnen und den Spiegel zu befragen, ob sie sich neben ihrer Hamburger Schwiegertochter auch werde behaupten können. Helene war freilich nur halb so alt, ja kaum das; aber die Kommerzienrätin wußte recht gut, daß Jahre nichts bedeuten, und daß Konversation und Augenausdruck und namentlich die „Welt der Formen", in einem und im anderen Sinne, ja im „andern" Sinne noch mehr, den Ausschlag zu geben pflegen. Und hierin war die schon stark an die Grenze des Embonpoint angelangte Kommerzienrätin ihrer Schwiegertochter unbedingt überlegen.

In dem mit dem Boudoir korrespondierenden, an der anderen Seite des Frontsaales gelegenen Zimmer saß Kommerzienrat Treibel und las das „Berliner Tageblatt". Es war gerade eine Nummer, der der „Ulk" beilag. Er weidete sich an dem Schlußbild und las dann einige von Nunnes philosophischen Betrachtungen. „Ausgezeichnet ... Sehr gut ... Aber ich werde das Blatt doch beiseiteschieben oder mindestens das „Deutsche Tageblatt" darüberlegen müssen. Ich glaube, Vogelsang gibt mich sonst auf. Und ich kann ihn, wie die Dinge mal liegen, nicht mehr entbehren, so wenig, daß ich ihn zu heute habe einladen müssen. Überhaupt eine sonderbare Gesellschaft! Erst dieser Mr. Nelson, den sich Helene, weil ihre Mädchen mal wieder am Plättbrett stehen, gefälligst abgewälzt hat, und zu diesem Nelson dieser Vogelsang, dieser Leutnant a. D. und agent provocateur in Wahlsachen. Er versteht sein Metier, so sagt man mir allgemein, und ich muß es glauben. Jedenfalls scheint mir das sicher: hat er mich erst in Teupitz-Zossen und an den Ufern der wendischen Spree durchgebracht, so bringt er mich auch hier durch. Und das ist die Hauptsache. Denn schließlich läuft doch alles darauf hinaus, daß ich in Berlin selbst, wenn die Zeit dazu gekommen ist, den Singer oder irgendeinen anderen von der Couleur beiseiteschiebe. Nach der Beredsamkeitsprobe neulich bei Buggenhagen ist ein Sieg sehr wohl möglich, und so muß ich ihn mir warm halten. Er hat einen Sprechanismus, um den ich ihn beneiden könnte, trotzdem ich doch auch nicht in einem Trappistenkloster geboren und großgezogen bin. Aber neben Vogelsang? Null. Und kann auch nicht anders sein; denn bei Lichte besehen, hat der ganze Kerl nur drei Lieder auf seinem Kasten und dreht eines nach dem anderen von der Walze herunter, und wenn er damit fertig ist, fängt er wieder an. So steht es mit ihm, und darin steckt seine Macht, gutta cavat lapidem; der alte Willibald Schmidt würde sich freuen, wenn er mich so zitieren hörte, vorausgesetzt, daß es richtig ist. Oder vielleicht auch umgekehrt; wenn drei Fehler drin sind, amüsiert er sich noch mehr; Gelehrte sind nun mal so ... Vogelsang, das muß ich ihm lassen, hat freilich noch eines, was wichtiger ist als das ewige Wiederholen, er hat den Glauben an sich und ist überhaupt ein richtiger Fanatiker. Ob es wohl mit allem Fanatismus ebenso steht? Mir sehr wahrscheinlich. Ein leidlich gescheites Individuum kann eigentlich gar nicht fanatisch sein. Wer an einen Weg und an eine Sache glaubt, ist allemal ein Poveretto, und ist seine Glaubenssache zugleich er selbst, so ist er gemeingefährlich und eigentlich reif für Dalldorf. Und von solcher Beschaffenheit ist just der Mann, dem zu Ehren ich, wenn ich von Mr. Nelson absehe, heute mein Diner gebe und mir zwei adlige Fräuleins eingeladen habe, blaues Blut, das hier in der Köpenicker Straße so gut wie gar nicht vorkommt und deshalb aus Berlin W von mir verschrieben werden mußte, ja zur Hälfte sogar aus Charlottenburg. O Vogelsang! Eigentlich ist mir der Kerl ein Greuel. Aber was tut man nicht alles als Bürger und Patriot."

Und dabei sah Treibel auf das zwischen den Knopflöchern ausgespannte Kettchen mit drei Orden en miniature, unter denen ein rumänischer der vollgültigste war, und seufzte, während er zugleich auch lachte. Rumänien, früher Moldau und Wallachei. Es ist mir wirklich zu wenig.

(Fortsetzung folgt)

Badereisen im Altertum.

Von Dr. H. Oberlies.

In den antiken Weltstädten wie Rom und Alexandria, wo Millionen Menschen auf engstem Raum zusammengedrängt waren, in den Großstädten wie Syrakus und Athen, Tarent und Karthago, Korinth und Ephesus, die als Hafenstädte regsten Handelsverkehr innerhalb der Mittelmeerstaaten mit ihren Hinterländern trieben, herrschte ein ungemein lebendiges, vor allem lärmvolles Leben, das um so mehr in Erscheinung trat, als das ganze antike Leben sich fast ausschließlich auf der Straße abspielte. Hinzu kamen die brütende Hitze und der überreichliche Gestank in Gassen und Häusern, da es damals noch keine „Müllabfuhr" gab. Abgesehen von diesen Unannehmlichkeiten war auch sonst das politische und geschäftliche Leben ebenso nervenaufreibend wie heute. So suchte mit Sommerbeginn jeder Großstadtmensch seiner Stadt zu entfliehen. Da das Straßennetz des römischen Reiches die ganze alte Welt umspannte und in vorzüglichem Zustand gehalten wurde, da es ferner Wegekarten, Stationsverzeichnisse mit Angabe der Entfernungen und Gasthäuser mit Übernachtungsmöglichkeit gab, so konnte der antike Mensch bequem, sicher und schnell reisen. Die Armen zogen zu Fuß ihres Wegs daher, die Reichen in Sänften, die zum Liegen oder zum Sitzen eingerichtet waren. Für weitere Reisen benutzte man ein zweirädriges leichtes, gigartiges Gefährt. Wer mit viel Gepäck reiste, nahm die dicht geschlossene Basterna — von Damen bevorzugt — oder den gallischen Reda.

Wohin reiste der antike Mensch? Die nächsten Reiseziele lagen in der Umgebung Roms. Dort hatten die reichen Römer ihre Villen, Landsitze, Landgüter. Mit diesen war der ganze Lauf des Tibers und des Anio besetzt. Hauptpunkte waren Tibur, Tusculum, Subiaco. Südlich Roms suchte man die Hügelketten der Albaner- und Sabinerberge auf. An allen schönen Punkten der heute verödeten Campagna standen damals Landhäuser. Das Hauptziel aller, die Erholung und Kurzweil suchten, war der Golf von Neapel. Von Kap Misenum bis Sorrent und Salerno stand Ort an Ort, Villa an Villa. Stets wimmelten diese Orte von Fremden, da es dort im Sommer kühl, im Winter mild war. Wen es noch weiter trieb, der ging nach Tarent, Sizilien oder Karthago. Andere reisten zum Garda- und Comersee. Am liebsten ging der Römer ans Meer. Vom Golf von Spezzia bis zu dem von Salerno war die ganze West-

küste mit Erholungsuchenden überschwemmt, die entweder in den zahlreichen Küstenorten oder in eigenen teilweise aufs Meer hinausgebauten Villen wohnten. Die Nähe Roms machte vor allem Ostia zu einem Seebad allergrößten Ranges; aber auch die Ostküste wurde von Ravenna bis Tarent aufgesucht. Für wilde, romantische Gebirge wie die Alpen hatte der antike Mensch gar kein Verständnis. Für ihn mußte eine Landschaft vor allem anmutig sein. Niemals suchte er eine Gegend ihrer Naturschönheit wegen auf.

Das beliebteste Ziel aller, die Zerstreuung suchten, war Bajae, neben dem Hafen- und Badeort Puteoli nahe Neapel gelegen. Seit etwa 80 v. Chr. entwickelte es sich rasch zum größten und elegantesten Luxus- und Modebad der Antike. Viele Kaiser hatten dort ihre Paläste und Villen. Die Hauptsaison lag zwischen April und Mai. Ursprünglich und nebenbei war Bajae ein Krankenbad. Heiße Schwefeldämpfe drangen dort aus der Erde; es hatte viele heiße Schwefelquellen, in denen die Bewohner Gemüse und Fische kochten. Als zweitbedeutendstes Luxusbad der alten Welt — Vorgängerin Bajaes — galt Kanobus, durch einen langen Kanal mit Alexandria verbunden. Wie Bajae war Kanobus nebenbei auch Krankenbad. Im berühmten heiligen Tempel des Serapis suchte man Heilung von allen möglichen Gebrechen. Traumorakel spielten dabei eine große Rolle. Der Begründer der antiken Bäderkunde war Hippokrates. Er schrieb über Nutzen und Nachteile der einzelnen Bäder und empfahl als erster richtige Bäderkuren. Die natürlichen Kurbäder mit heilkräftigen Quellen nannte man herakleische oder Wildbäder. Bei hitzigem Fieber, bei Gelbsucht verordnete mn kalte Fluß- und Seebäder. Den Wassersüchtigen wurden Mineralquellen empfohlen. Schwefelbäder verschrieb man gegen Gicht, Hautkrankheiten. So schickten die griechischen Ärzte ihre Kranken auf die Inseln Melos, Kythnos, Lesbos. Auf letzterer war eine einst hochberühmte warme Heilquelle bei Mytilene, die viel besucht wurde.

Der größte Badeort Griechenlands, Adepsos, lag im Norden der Insel Euböa, in einem lieblichen Waldtal. Hart am Strande entsprangen mehrere warme Schwefelquellen, deren Wasser in Bassins geleitet wurde. Adepsos hatte jedes Jahr Rekordbesuch aus allen Ländern. Ebenso berühmt und heilkräftig waren die heißen Schwefelquellen von Thermopylae, die in zwei Bassins aufgefangen wurden — für Männer und für Frauen. Zu den Kurorten allerersten Ranges gehörte Epidauros, Aegina gegenüber. In einem Waldtal lag dort abgeschlossen das Asklepieion, das Mutterhaus aller Asklepieien des Altertums. Es hatte stets internationale Gäste. Heilung von Gebrechen, besonders von Augenleiden, erfolgte durch Traumorakel, aber auch durch wirkliche ärztliche Kunst der Priester.

Den Höhepunkt erreichte der Besuch heilkräftiger Quellen unter den Römern, denen schon rund 80 Heilquellen bekannt waren! Die meisten lagen in Italien, Frankreich, Spanien und in Germanien.

Bei langwierigen Krankheiten war es der Grundsatz damaliger Ärzte, die Kranken in Länder mit anderem Klima zu senden. Geisteskranken, Gelähmten, Wassersüchtigen, Brustkranken, vor allem Schwindsüchtigen, empfahl man lange Seereisen. Man schickte sie nach Ägypten (die Fahrt dauerte rund zwölf Tage) und nach Afrika. Schwindsüchtigen verschrieb man vor allem Milchkuren im Gebirge oder in hochgelegenen Seebädern. Der Arzt Galen empfahl ihnen besonders Stabiae (Castellamare).

Internationalen Ruf besaßen auch die Aquae Apollinares in Etrurien (heute Vicarello nördlich am Lago di Bracciano). Da dem antiken Menschen alle heißen Quellen als göttlich und damit heilig schienen, so warf er nach erfolgter Heilung oder auch vorher Weihegeschenke in die Quellen. Funde dieser Art (keltischer und römischer Herkunft) wurden vielfach in deutschen Quellen gemacht. In den Quellen Vicarillos fand man vier meilensteinartige Weihegeschenke aus Silber, auf denen spanische Kranke ihren ganzen Reiseweg von Gades bis zur Quelle eingegraben hatten. In Italien waren noch die Aquae Albulae bei Tibur berühmt, Schwefelquellen, denen besondere Heilkraft bei Wunden zugeschrieben wurde. Bekannt sind die Aquae Sextiae (Aix), in denen die Teutonen vor ihrer Schlacht mit Marius badeten.

Der größte Teil der römischen Badeorte — heute noch kenntlich an den Resten der Badeanlagen — wird auch jetzt noch benutzt. In Deutschland besuchte man etwa zwanzig Quellen. Um 70 n. Chr. war Baden bei Zürich ein von Römern viel benutztes Bad. In Baden kannten sie die Quellen von Kirnhalden und Badenweiler; im letzteren Ort errichteten sie eine prachtvolle Badeeinrichtung für warme und kalte Bäder. Von den erdigen Säuerlingen benutzten die Römer die Quellen von Großkarben (bei Frankfurt a. M.), Niedernau (Württemberg) und den Römerbrunnen bei Echzell (Oberhessen). An alkalischen Quellen kannten sie die von Bertrich (Mosel), die von Ems (Reste eines römischen Baues und Münzfunde in den warmen Quellen), die von Gerolstein (Trier), Godesberg und Roisdorf (Köln). Von Kochsalzquellen besuchten die Römer: Aßmannshausen (von fünf Quellen eine), Baden-Baden (schon von Kelten benutzt. Reste großer römischer Badeanlagen vorhanden), Cannstatt; die Quellen Homburgs vor der Höhe wurden nur zur Salzgewinnung benutzt. Sulzbrunn bei Kempten war schon Römerbad. Berühmt waren die Aquae Mattiacae (Wiesbaden), wo viele Überreste römischer Badeanlagen, dazu viele Inschriften, gefunden wurden. Die Eisenquelle Pyrmonts kannten die Römer auch schon, von Schwefelquellen die Aquae Grani (benannt nach Apollo Granaus). Man vermutet in ihnen die heißen Quellen Aachens. In den Quellen fand man keltische Steinwaffen, an den Quellen wenige römische Baureste.

Von seltsamen Schmetterlingen

Von M. A. v. Lütgendorff-München.

Bei dem auf Ceylon vorkommenden Schmetterling „Papilio polytes" treten die weiblichen in dreierlei Gestalt auf. Nur der eine Teil der Weibchen gleicht bei diesen Faltern den Männchen, während die übrigen weiblichen Tiere zwei ihnen verwandten Schmetterlingen ähnlich sind, die bittergiftiges Fleisch haben und daher von den Vögeln gemieden werden. Es scheint in diesem Falle Schutzanpassung vorzuliegen. Ähnlich verhält es sich bei einer auf Sumatra einheimischen Schmetterlingsart (Papilio memnon), bei der zweierlei Weibchen beobachtet wurden.

*

Unter den in Südamerika lebenden Schmetterlingen gibt es Weißlinge, deren Weibchen einen deutlich wahrnehmbaren Blumenduft ausströmen, wogegen andere wieder nach Vanille oder Zitrone duften. Andererseits trifft man unter den tropischen Schmetterlingen auch Formen an, die sehr unangenehm riechen, so z. B. die ebenfalls im südlichen Amerika vorkommenden Heliconiden, die, wenn man ihre Flügel zerdrückt, an den Händen einen Geruch zurücklassen,der sich erst nach mehrmaligem Waschen verflüchtigt.

*

Zu den eigenartigsten Schmetterlingen Brasiliens gehören die sogenannten „Fliegerschmetterlinge", die dadurch auffallen, daß sie, wie Guenther beobachtete, während des Fliegens ihre langen, schmalen Flügel nicht zusammenschlagen und wieder öffnen, sondern vielmehr die Flügel beim Fliegen gerade ausgestreckt halten, so daß sie also nicht gaukeln, wie die übrigen Falter, sondern fast wie durch Propeller getrieben durch die Luft fliegen. Da auch die Körper dieser Falter flugzeugähnlich gestaltet sind, führen sie ihren Namen Fliegerschmetterlinge also wirklich mit Recht.

*

Die größten Schmetterlinge der Erde sind die auf Neu-Guinea lebenden Segelfalter (Ornithoptera alexandrae) sowie die in Brasilien einheimischen Rieseneulen (Erebus agrippina), deren Flügelspannweite 27 Zentimeter beträgt. Diese Falter sind sehr scheu und daher schwer zu fangen, weshalb die Eingeborenen sie gewöhnlich mit dem Blasrohr von den Bäumen schießen.

*

An den in Sibirien lebenden Tag- und Nachtschmetterlingen beobachtete der Forscher Pfizenmeyer einen außerordentlich fein entwickelten Zeitsinn. Obwohl die Sonne in diesem Erdstrich im Sommer auch während der Nacht am Himmel steht und abends zwischen 7 und 8 Uhr noch hell strahlt, verschwinden um diese Stunde die Tagfalter, worauf die Nachtschmetterlinge erscheinen und die Blüten befliegen. Niemals sieht man einen Nachtschmetterling bei Tage fliegen oder einen Tagfalter bei Nacht, obwohl es auch um Mitternacht noch vollständig hell ist.

*

Der brasilianische Langrüsselkäfer (Macrosila cluentius) besitzt einen Rüssel, der bis zu 20 Zentimeter mißt. Diese sonderbare Rüsselbildung ist eine Anpassung an gewisse Blüten, deren Röhren so lang sind, daß der Falter nur mit Hilfe des ungewöhnlich ausgedehnten Rüssels zum Nektar, der am Grunde der Blütenröhre abgesondert wird, gelangen kann.

*

Die in Süd- und Ostasien vorkommenden, zu den Nachtpfauenaugen gehörenden Sichelschwänze der Gattung Actias bieten einen ganz sonderbaren Anblick, weil ihre Hinterflügel in bandförmige schmale Fortsätze ausgehen, die bis zu elf Zentimeter lang werden können. Durch diese „Schwänze" werden die an sich schon ziemlich ansehnlichen Falter zu wahren Riesenschmetterlingen.

Der Königsgruß.

Friedrich Wilhelm IV., das kann man wohl sagen, war ein gemütlicher King, tausend Anekdoten kränzen seinen Schatten.

Einst — anno 1841 — fuhr er durch Pommern, da hatten die Braven auf der Grenze von Vor- und Hinterpommern eine Ehrenpforte gebaut, massiv und mit Witz verziert. In der Mitte oben stand diese Inschrift:

„Wie du im vordern freudig aufgenommen —
Tönt aus dem hintern dir ein donnerndes Willkommen."

Friedrich Wilhelm wunderte sich ein bißchen. Aber dann hörte er doch artig dem Bürgermeister zu: „Fünftausend Bürger . . .", das Lampenfieber zischte dem Bürgermeister in die Gelenke: „Fünftausend Bürger", er konnte nicht weiter, fing noch mal von vorn an: „Fünftausend Bürger . . ."

„Is gut", winkte Friedrich Wilhelm, „grüßen Sie mir die Herren, aber jeden einzeln!"

So zog er denn weiter, durch Vor- und Hinterpommern.



Bunte Chronik



* **Das Mutterherz weiß es.** In dem als Sommerkurort bekannten Dörfchen Nagymaros, in der unmittelbaren Nähe Budapests, ereignete sich ein höchst eigenartiger Fall, der wieder einmal den Beweis erbrachte, daß die interessantesten Romane das Leben selbst liefert: Die junge Frau Bokor verlor vor kurzem durch Krankheit ihren Mann, und ihr einziger Trost blieb ihr sechsjähriges Söhnchen. Da fand die Mutter das schon immer kränkliche Kind eines Morgens tot im Bett. Man mußte annehmen, daß ein Herzschlag den Jungen getötet hatte; Frau Bokor wollte es aber durchaus nicht glauben, daß ihr innig geliebtes Kind gestorben sei. Der Dorfarzt stellte den Tod fest, die traurige Mutter wollte sich jedgoch keineswegs in das Schicksal fügen, saß Tag und Nacht am Bette ihres Kindes und flehte es an, doch ein Lebenszeichen von sich zu geben. Sie widersetzte sich allen Vorbereitungen zu einer Beerdigung und verweigerte den Beamten, die nach Vorschrift des Gesetzes die Bestattung forderten, den Zutritt. Sie verschanzte sich geradezu mit dem toten Kinde in der Wohnung. Um Zeit zu gewinnen, schob der Arzt die Beerdigung um weitere 48 Stunden hinaus. Ein ungarisches Gesetz gestattet dies, wenn die Möglichkeit eines Scheintodes besteht. Der Arzt besuchte dann Frau Bokor, um ihr die unbedingte Notwendigkeit einer wenn auch hinausgezögerten Bestattung klar zu machen und sie nach Möglichkeit von dem aussichtslosen Ausharren bei ihrem Kinde abzubringen. Die Unglückliche fiel vor dem Arzt auf die Knie und bat um eine neue Untersuchung, die der gerührte Mann auch unternahm, um die Mutter zu beruhigen. Plötzlich wurde er jedoch von einer offensichtlichen Nervosität ergriffen. Nach einigen Minuten teilte er Frau Bokor mit zitternder Stimme mit: „Ihr Kind lebt!" Eine äußerst seltene Art des Starrkrampfes lag vor. Die Wiederbelebungsversuche waren von Erfolg gekrönt. Das instinktive Muttergefühl hatte also doch recht behalten und siegte über die nicht immer unfehlbare ärztliche Wissenschaft. Die Dorfbevölkerung glaubt natürlich an ein regelrechtes Wunder.

*

* **Emile Zola als Dramenheld.** Der neue Direktor der Berliner Volksbühne, Karlheinz Martin, hat das Sensationsstück „Dreyfuß" zur Uraufführung für den kommenden Herbst erworben. Die Hauptrolle des Emile Zola — der berühmte Romanschriftsteller war bekanntlich der Verteidiger Dreyfuß' während des Sensationsprozesses — wird von Hans Peppler gespielt werden.

Lustige Rundschau



* **Pessimismus.** Schopenhauer mochte die Frauen nicht leiden, er hat dicke Bücher gegen sie geschrieben. Was wunder, daß er Zeit seines Lebens unverheiratet blieb? Immerhin konnte er nicht verhindern, daß ein Freund sich in die Fesseln des Ehejochs begab. Der Freund fragte ihn vorher: „Ich heirate am achten, das ist Freitag. Du glaubst doch nicht auch, daß der Freitag der Ehe Unglück bringt?" — Der Philosoph sah seinen Freund voll an: „Ich sehe nicht ein, warum der Freitag eine Ausnahme machen sollte."



Rätsel-Ecke



Zahlen-Rätsel.

31	76	36
29	35	40
69	24	80

Die Zahlen dieser Abbildung sind so umzustellen, daß wagerecht wie senkrecht stets die Additionssumme 140 entsteht.

*

Ausschalt-Rätsel.

Von den Wörtern: Elli, Mohn, Anna, Delhi sind je zwei zusammenhängende Buchstaben auszuschalten, damit sie zur Bildung eines Getränkes verwendet werden.

*

Unterstell-Rätsel.

Die Wörter: Bleistifte, Gummi, Notizbücher, Federhalter, Linienblätter, Tinte, Lineale, Federn, Schreibpapiere, Briefpapiere sind so untereinander zu bringen, daß von oben nach unten ein mit „B" beginnendes neues Wort zu lesen ist.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 156.

Reimergänzungrätsel:

heim, traum, Keim, baum, lein, weit, sein, keit.

*

Wer weiß es:

Kreisel — Kreise — Reise — Reis Eis — Ei.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.